

Die Neue Welt



Spätherbst.

Von Gustav Macash.

Die Sonne schleicht so fahl durchs gelbe Laub.
In trüber Luft die Krähe späht auf Raub.

Es dampft das Feld. In fernen Höhen ziehn
Die letzten Schwalben gegen Süden hin.

Eintönig schallt ein müder Hammerschlag
Vom Dorf herüber in den lichten Hag.

Stumm lausch' ich dort, gelehnt am dürrn Baum,
Dem Sterben der Natur wie einem Traum.

Fast hör' ich nicht der Drossel kühles Lied,
Seh' kaum das Wild, das ruhlos waldwärts flieht.

Der Nebel lastet wie ein dumpf Geschick
Mit grauem Arm auf meinem Sommerglück.

Doch durch die Stille immer lauter schwillt
Der Drossel Sang und wird so weich und wild.

Er brennt sich in mein Herz gleich einem Brand,
Mein Athem glüht, es zittert meine Hand.

Denn grüßend über Herbst und Nebel winkt
Mein Sommerglück und lächelt und versinkt.

Dann Ruh! Die Sonne schleicht durchs gelbe Laub.
In trüber Luft die Krähe späht auf Raub.

Das Messer mit dem beinernen Griff.

Von Charlotte Nisde-Klein.

(Fortsetzung.)

Lange, lange mußte ich warten, so lange, daß mir der Gedanke aufstieg, ich hätte am Ende das Zeichen übersehen; wie schrecklich! — Doch nein, das war unmöglich, keine Sekunde war mein Blick von den Gestalten drüben gewichen; ich hatte gut aufgepaßt, sehr gut.

Hah, endlich! — Ich fühlte, wie mir einen Moment das Blut zum Herzen schoß. — Das Zeichen, das Signal! — Die verabredete Bewegung! Eine Bewegung vom Schlaf Erwachender; ein Ausdehnen und Strecken und wieder Zusammenziehen beider Arme in Haupteshöhe, mit leichtem Zurückneigen des Oberkörpers; deutlich sichtbar durch das nur halbverhängte Fenster.

Vollste Kaltblütigkeit überkam mich. Lautlos wie eine Katze, nach allen Seiten spähend, schlich ich hinüber gegen das Haus, drückte mich sachte durch den dunklen Flur, der nach hinten führte. — Es begegnete mir Niemand. — Wie praktisch doch die Filzschuhe waren, die mir mein Vater extra für diesen Zweck gekauft! — Kein Ton! — Als ich an der Treppe vorüber kam, tastete meine Hand nach dem von mir bereit gestellten Korbe. Ja, ja, er war noch da; Alles in bester Ordnung. Die kleine, sonst stets verschlossene Thüre, die zum Höfchen führte, öffnete sich geräuschlos, denn sie war nur angelehnt; oh, es war Alles vortrefflich arrangirt, zum Freuen!

Nun stand ich in dem engen, kaum mannbreiten, glasüberdachten Gängen, das sich zwischen unserem

und dem Nachbarhause hinzog. Ein modriger, dumpfer Geruch erfüllte den kleinen Raum. Von den defekten Dachrinnen der beiden alten Häuser tropfte es leicht herab durch die theilweise zerbrochenen Glasplatten auf die feuchtgrünen Steine des Pflasters. Diese waren so spivig, daß ich sie durch die weichen Filzsohlen spürte. Ich wand mich zwischen alten Kisten und mannigfachen Gerümpel zum Fenster hin. Vorsichtig lauschte ich zuerst, ob sich was im Zimmer regte. — Durch die trüben, staubbedeckten Scheiben ließ sich nichts unterscheiden; nur der matte Schimmer einer kleinen, offenbar tief niedergeschraubten Petroleumlampe war erkennbar. — Also — in drei Teufels Namen! — Ich stieg auf das niedere Gesims, schwang mich empor, — wie sicher ich doch war! — Wie glatt ich durch die Stäbe rutschte, — nachdem ich den oberen Fensterflügel geöffnet, — wie genau ich fühlte, wo ich Balan e halten mußte, — wie fein ich den Vortheil weg hatte beim Herabgleiten! — Jetzt! — Mit einem Satz stand ich im Zimmer. Nur ein leises Klirren der Flaschen auf dem Fensterbrett.

Es war gut gegangen, famos! — Ich ergriff die kleine Lampe, schraubte höher und näherte mich dem Wandbüchrank. Das gelbe trübe Licht fiel auf die Kassetten, von der ich die Kleidungsstücke, unter denen sie versteckt gewesen, hinweggeschoben.

Schon wollte ich nach ihr greifen; da fielen meine Blicke auf einen Gegenstand, der daneben lag, und blieben wie gebannt darauf haften.

Das Messer, das Messer des Hausherrn! — Das hatte mir schon lange in die Augen gestochen; nach dessen Besitz hatte ich getrachtet, seit ich es zum ersten Male gesehen.

Das schönste Messer der Welt! Ich kannte es, hatte es sogar einmal flüchtig in der Hand gehalten, als es der Alte im Laden herumzeigte. — Da lag es, — lag vor mir! — Ein feines Messer von außergewöhnlicher Größe; stark und fest.

Das Interessanteste daran war für mich der vergilbte, breite Beingriff. Mit feinen, schwarz nachgeähten Strichen war darauf eine ganze Jagd mit zarten Konturen auf Nadermanier eingegraben. Es war ein wunderbarer Griff; wie hingehaucht zogen sich die schwärzlich-braunen, leicht mit Querstrichen schattirten winzigen Figuren über das matte Gelb. — Ein wunderbares, eigenartiges Messer. Wirklich wunderbar! — Ich nahm es und besah es genau.

Auf der einen Seite befand sich ein Hirsch mit riesigem Geweih; ihm folgte ein Jäger mit Jagdhorn; dann kam ein Baum und zuletzt eine Meute nachjagender Hunde. — Auf der anderen Seite war eine Wildsau zu sehen, ein Baum, ein Jäger mit Speer und zwei nebeneinander laufende Hasen.

Wie verzaubert blieb ich in den Anblick des Messers versunken; ich hatte Alles vergessen, vergessen, wo ich mich befand, vergessen die Gefahr, in der ich schwebte.

Plötzlich kam ich zur Besinnung; rasch entschlossen steckte ich das Messer zu mir. — Ich war zu Tode erschrocken; mir fiel ein, wie lange ich mich aufgehalten, wie viel Zeit ich verloren. — Zum Denken, wie konnte ich doch! — Nun galt es aber! — Schon hatte ich die Kassetten ergriffen, — horch! — Ein leises Knarren, das Hereinfallen eines Lichtstreifens; die Thüre hatte sich geöffnet.

Zu spät! Zu spät! — Ich wußte es. — Beugend an allen Gliedern, wie versteinert stand ich, die

Kassette in der Hand haltend. Doch nein, ich hatte Glück, Glück wie immer, der Spalt schloß sich wieder, der Lichtstreifen erlosch. — Die Stimme meines Vaters war zu meinen Ohren gedrungen. Er hatte den Alten lachend zurückgerufen. — Lachend allerdings, aber mit Klang durch das Lachen der verhaltene Schrecken; ich fühlte das Beben der Todesangst den lustigen Auf durchzittern. Und mein Vater mußte ja bangen, natürlich! Denn ich hätte schon längst zurück sein sollen. Es war die höchste Zeit! — Meine volle Ruhe und Geistesgegenwart kehrten wieder. Im Nu war ich draußen, mit Windeseile.

Die Kassette im Korb, schlich ich mich auf die Straße. Da hörte ich schon ein Geschrei im Laden. Zum Glück war Fanny, weil es ihr zu lange gedauert, trotz der Verabredung beinahe bis ans Haus gekommen. Ohne ein Wort zu reden nahm sie mir den Korb ab und entfernte sich mit raschen Schritten, während ich zurücktraute und in den Laden trat.

Niemand nahm Notiz von meinem Kommen; der lamentierende Hausherr hatte wohl kaum meinen Eintritt bemerkt, — der am wenigsten.

Nur mein Vater sah mich fragend an, — er mochte genug Qual und Sorge ausgestanden haben; auf seinem Gesicht lag etwas Abgespanntes, Müdes; er erschien mir auf einmal sehr alt. Ich nickte ihm unbemerkt zu, während ich mir den Schweiß von der Stirn wischte. — Donnerwetter, hatte ich Glück gehabt! — Um ein Haar wäre es um mich geschehen gewesen, — um ein Haar! — Scheußlich! Ich mochte garnicht daran denken.

* * *

Es war ein großer Tumult im Laden; die Leute fragten und erzählten durcheinander. Die Hausfrau war auf das Geschrei ihres Mannes, welches er erhob, als er den Abgang der Kassette entdeckte, ins Hinterzimmer geeilt und mußte dabei sicher Gelegenheit gefunden haben, die letzte Aufgabe auszuführen, — das Widerschließen des Fensterriegels. Der Alte war so bestürzt in den Laden zurückgelaufen, daß ihr Zeit dazu blieb, es unbemerkt zu thun. Ein Glück für uns; von dieser Kleinigkeit hing viel ab. Es war von großer Wichtigkeit bei der späteren gerichtlichen Untersuchung, ob das Fenster von innen geschlossen gewesen. Die kleine Thür zum Hörschen hatte ich selbst nach vollbrachtem Werk zugesperert und drückte der Hausfrau den Schlüssel heimlich in die Hand. — Diese geberdete sich wie toll; heulte und schrie mit ihrem Mann um die Wette; ja, sie that beinahe noch närrischer und verzweifelter, als dieser, der endlich blaß und verstört auf einen Stuhl sank.

„Es ist mir unbegreiflich, unbegreiflich! — Vor einer halben Stunde noch!“ stöhnte er; aber es half ihm Alles nichts, die Kassette war und blieb verschwunden. Und aufs Neue fing er das Jammern an.

„Es ist Zauberei — Hexerei!“ — Dann lief er wieder hinein und durchsuchte das ganze Gemach; vor Allem das Fenster. — Wie gut, daß der Riegel vor war! —

Wir blieben Alle da; wer im Laden gewesen, blieb. Wir mußten Zeugen sein. Der Alte ließ keinen hinaus, es war, als wolle er Hilfe bei uns suchen.

Endlich kam der Polizeikommissar, nach dem man geschickt. Der Thatbestand wurde aufgenommen; es fand eine genaue Untersuchung der Vertlichkeit statt. Auch die kleine Thür, die zum glasüberdachten Hörschen führte, ließ sich der Beamte aufsperrn. Der Hausherr entnahm den Schlüssel eigenhändig dem Schlüsselkrüchen, das in einem offenen Fache des Ladentisches stand.

Unter all den vielen Schlüsseln war er beinahe zu unterst gelegen. Der Kommissar prüfte das Fenster von außen; er rüttelte an den Eisenstäben; sie waren fest eingefügt in die Mauern, sie rührten sich nicht. Das Fenster selbst war unversehrt und von innen geschlossen.

„Und Sie behaupten, daß Sie der Einzige waren, welcher im Verlaufe des Abends das Zimmer betreten?“ — Der Hausherr nickte. — „Und die Kassette befand sich eine halbe Stunde zuvor, ehe Sie das letzte Mal dort waren, noch an dem ge-

wohnten Plage? — Merkwürdig!“ murmelte er, und den Hausherrn mit seinen kalten Augen forschend anblickend, murmelte er: „Die Sache ist ein bißchen verdächtig, mein Lieber; von hinten hätte Niemand einsteigen können, ohne das Gitter auszubrechen oder durchzuheulen — und das Fenster, — Alles ist unversehrt! — Hören Sie, das ist zum Mindesten kurios.“ — „Ja, freilich,“ seufzte der Alte. — „Und Sie selbst wollen nicht vom Stuhle hinter dem Ladentisch weggekommen sein, also quasi den Eingang zum Nebenzimmer bewacht haben? — Wie hätte sich denn da ein Dieb einschleichen können?“ — „Ja, das ist ja eben so erstaunlich!“ wimmerte der Hausherr.

Kopfschüttelnd entfernte sich der Kommissar, nachdem auch die Anwesenden ihre Aussagen gemacht hatten.

Endlich konnten wir nach oben gehen. Es war sehr spät geworden; die Menschen hatten sich nach und nach entfernt, der Laden wurde zugemacht.

Wir Drei, mein Vater, der Emil und ich, besprachen droben noch Alles. Sie waren wirklich bange um mich gewesen. Mein Vater hatte alles Mögliche befürchtet, gräßliche Vermuthungen waren in ihm aufgestiegen.

„Teufelsjunge, warum bist Du denn so lange nicht wiedergekommen?“ Ich log mich heraus, so gut ich es vermochte: „Es seien ein paar Leute im Hausflur gestanden; ich glaub, es war die Marie mit ihrem Schatz; ich konnte so lange nicht vorbei.“

Die Marie war eine der Mägde vom Hause, und es war bekannt, daß sie sehr verliebter Natur war, so daß meine Ausrede dem Emil und meinem Vater ganz plausibel erschien.

„Das dumme Thier und ihr Kerl wollten garnicht weggehen, ich war grad dran, vorbeizuschleichen, als sie sich endlich drückten.“

„Bist eben mein kluger Junge; wenn man Dich mit dem Korbe aus dem Hause hätte kommen sehen, das wäre fatal gewesen, höchst fatal!“

„Ein ganz raffinirter Bursche für seine elf Jahre,“ — meinte Emil, „aus dem kann noch was werden, es ist schlauer gewesen zu warten, wenn auch recht gefährlich.“

Mein Vater und Emil glaubten mir die Lüge aufs Wort. Sie waren zu froh, um weiter nachzuforschen. Das Geld war in Sicherheit, das war die Hauptsache. „Ja, der Junge hat Glück gehabt, Glück wie immer!“ — Schon halb schlafend hörte ich meinen Vater noch diese Worte zum Anderen sagen.

* * *

Alle Nachforschungen der Polizei waren vergeblich gewesen; alle Mühe umsonst. Die viertausend Mark blieben spurlos verschwunden, nicht der leiseste Anhalt war gefunden, der auf eine Fährte hingewiesen, die zur Entdeckung des Thäters hätte führen können. Ein ungelöstes Räthsel!

„Einfach ein unbegreiflicher Vorgang,“ versicherte der Kommissar, welcher, obgleich der Hausherr den Nachweis geliefert, daß er das Geld am Tage vor dem Diebstahl wirklich eingenommen, seine ganz eigenen Ansichten und Zweifel über die Angelegenheit zu hegen schien.

Wir lebten ganz ruhig weiter wie bisher. Die Kassette war längst erbrochen, der Inhalt vertheilt und an sicheren Orten verborgen. Die Kassette, obwohl an und für sich schwer, war mit Steinen gefüllt und zugebunden worden. In einer dunklen Nacht hatte ich sie zum Flusse tragen und hineinwerfen müssen.

Es war so eine nette eiserne Kassette gewesen; ich hätte sie gar zu gerne behalten, aber mein Vater behauptete: „Nur nie Gegenstände aufbewahren, die verrathen einen zu leicht, das weiß ich aus meinen Erfahrungen als Rechtsanwalt“ — bei diesen Worten warf er sich selbstgefällig in die Brust —, „Geld ist Geld, da kann man sich schließlich immer noch herausreden, wenn es je mal hapert.“ Emil stimmte bei, und ich war gezwungen, es einzusehen.

Ich mußte an mein Messer denken, und es überkam mich ein unangenehmes Gefühl. Aber das war ja doch ein ganz anderer Fall.

Der Emil hatte zum Schein wieder eine Stelle

angenommen. Mit Ach und Krach hatte mein Vater den bummeligen Gesellen dazu überredet.

„Es dauert ja nicht mehr lange: Sand in die Augen.“ Mein Vater war oft ängstlich, ich merkte es ihm gut an.

Wir behielten nach außen unsere Gewohnheiten bei; einfach wie zuvor, beinahe schäbig wie unsere Kleidung; scheinbar harsam unsere Lebensweise, obwohl wir heimlich einen besseren Tropfen durch die Kehlen laufen ließen und mancher Groschen zum Delikatessenhändler wanderte.

Um sich recht mittellos hinzustellen, machte mein Vater sogar einmal einen Pumpversuch beim Hausherrn, wohl wissend, daß dieser nie einen Pfennig verlor.

Er that dies aus Vorsicht. „Man muß Mauern errichten um sich herum, damit einen der Feind nicht sehen kann.“ — Ein bißchen pedantisch, wie Emil ihn nannte, war mein Vater schon, — ein bißchen sehr langweilig. Da hatte der Emil recht.

Der und ich sehnten uns ganz schändlich nach „Drüben“.

Mein Vater versicherte: es wäre furchtbar gewagt, jetzt schon abzu eisen; man dürfe keinen Verdacht erregen; erst wenn Gras über die Sache gewachsen, könne man es wagen, Europa den Rücken zu kehren.

Wie dem alten, verliebten Ding ent schlüpfen? — Das war noch so 'ne Frage — aber da komme man auch drum 'rum, da finde man schon einen Weg, denn mitnehmen sollte man die doch nicht.

Der Emil war den ganzen Tag beschäftigt und kam erst spät in der Nacht zum Schlafen.

Die dicke Frau wurde ihm immer lästiger; nur ungern duldete er ihre Zärtlichkeiten, kaum seine Abneigung verbergend.

„Wäre das alte Mensch nicht so saddumm verliebt in Dich, Dein Betragen hätte sie längst darüber aufklären müssen, daß Du ihr durchbrechen willst. Bombenelement! Nimm Dich doch ein wenig zusammen und verdirb nicht noch Alles im letzten Augenblick.“ — Mein Vater wurde oft ganz wüthend.

* * *

Und der Emil nahm sich zusammen; wir Alle thaten es. Und das kam daher. Mein Vater, der immer aufpaßte, stets auf der Hut war, hatte nämlich herausgebracht, daß ein Mann, welcher jetzt sehr oft und zwar zu allen Tageszeiten den Schnapsladen besuchte, ein Geheimpolizist sei.

Das war an und für sich nichts Auffallendes nach dem, was sich ereignet; nichts, was uns Anlaß zu direkter Furcht gab. — Und doch — und doch! — Man konnte nie wissen! Unbehaglich war es immerhin. Wieder begann es sich wie ein Alp über uns zu legen. Mein Vater war schlechtester Laune: Der schlotterige Emil, das verliebte Weib! Er fürchtete Unvorsichtigkeiten. „Mein Junge ist der Einzige, auf den ich mich sicher verlassen kann; aber die Anderen, die Anderen!“ — An Ermahnungen ließ er es nicht fehlen.

Und so sorglos und leichtsinnig der Emil, so albern die Hausfrau war, sie hielten sich Beide musterhaft, denn das Bewußtsein, daß das Haus beobachtet werde, bedrückte doch Alle mehr, als sie sich gegenseitig zugestanden.

Eine merkwürdige Veränderung war mit dem Hausherrn vorgegangen. Er hatte plötzlich aufgehört zu jammern, ja, er legte sogar eine gewisse Lustigkeit an den Tag. „Glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist!“ meinte er, wenn irgend Jemand auf die gestohlene Kassette zu sprechen kam, „ich lasse mir deshalb keine grauen Haare wachsen“, und lachend deutete er auf seinen kahlen Kopf. — „Hin ist hin! — Den kriegt man doch nie, der's genommen hat, ich will lieber garnichts mehr davon hören; thut mir den Gefallen und redet von was Anderem, denn ich will mich nicht mehr ärgern, will nimmer daran erinnert werden.“

Jetzt pflegte er auch öfters anzugehen. Ueber den Verlust mußte er sich hinwegsetzen haben. Das war für uns eine große Beruhigung.

(Fortsetzung folgt.)



Säkerhets-Ländsliker.

Von Fred Hood.

In den zahlreichen und zum Theil höchst werthvollen chemischen Stoffen, welche die Alchimisten durch glücklichen Zufall aus ihren meist willkürlichen Gemengen gewonnen, gehört auch der Phosphor; seine Entdeckung erregte nicht viel weniger Aufsehen, als wäre es in der That gelungen, den Stein der Weisen zu finden und das vielgeehrte Gold künstlich zu erzeugen. Allerdings wurde dieser Stoff, der wegen seines merkwürdigen Ursprungs und seiner sonderbaren Eigenschaften wie ein Schauspiel ausgestellt und von aller Welt angestaunt wurde, in den Händen des Entdeckers oder auch seiner Ausbeuter hauptsächlich zu Gold, so lange sie das Geheimniß der Phosphorbereitung zu wahren wußten.

Ein Hamburger Kaufmann, Namens Brandt, versuchte es mit der Alchimie, in der Hoffnung, seinen gerüttelten Vermögensverhältnissen auf diesem Wege aufzuhelfen zu können. Er hatte es wohl nicht besser wie sonst die Goldmacher seiner Zeit getrieben, bis er schließlich auf den sonderbaren Gedanken kam, der Mensch, diese vollkommene Maschine, müsse die wirksamsten und kostbarsten Stoffe in sich vereinigen und somit in seinem Organismus auch den Stein der Weisen bergen, mit dessen Hilfe man die Umwandlung unedler Metalle in Gold bewerkstelligen könne. Er begann nun (1669) mit einem Ausscheidungsprodukt des Menschen, dem Harn, zu experimentiren, und zwar mit einem Eiser, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre.

Natürlich waren alle seine Bemühungen vergeblich; er fand den Stein der Weisen nicht, entdeckte aber eines Tages einen hellgelben, halb durchsichtigen Körper von höchst merkwürdigen Eigenschaften in der Retorte. Die Masse war von wachsartiger Konsistenz, von knoblauchähnlichem Geruch und entwidelte bei normaler Temperatur Dämpfe, die im Halbdunkel des Laboratoriums leuchteten. Die Hand, mit welcher er den Stoff berührte, begann gleichfalls aufzuleuchten, und aus dem kochenden Wasser, in welchem er das neue Produkt aufzulösen suchte, stiegen Dämpfe auf, die sich zu strahlenden Wolken ballten. Diese Eigenschaft des Leuchtens, welche man noch bei keinem anderen Körper bemerkt hatte, veranlaßte Brandt, den Stoff „Phosphor“ (Lichtträger) zu taufen.

Vielleicht hätte schon die leichte Entzündlichkeit genügt, den neuen Stoff zu einem für alle Welt interessanten Phänomen zu machen; Thatsache ist, daß die kleinsten Mengen Phosphor mit Gold aufgewogen wurden. Geschäftstüchtige Leute reisten mit dem infernalischem Stoff in aller Welt umher, zeigten ihn für Geld und füllten ihre Taschen. In London bezahlte man um 1680 die Unze mit zehneinhalb, in Amsterdam sogar mit sechzehn Dukaten. Indessen war schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen, denn inzwischen hatte ein gewisser Kraft für den bescheidenen Preis von zweihundert Thalern das Geheimniß erworben. Er war von Kunkel, dem berühmtesten Chemiker seiner Zeit, behufs gemeinsamer Ausnutzung dieser Erfindung zu diesem Kaufe veranlaßt worden, hielt es aber, im Besitze des Geheimnisses, für angemessener, „auf eigene Rechnung“ zu reisen. Nun aber ging Kunkel, der wohl wußte, daß der Phosphor aus dem Harn gewonnen werde, selbst daran, den Stoff zu finden, und in der That gelang ihm dies. Als nun die Entdecker gegen Zahlung von zehn Thalern Jedem, der das Verfahren kennen lernen wollte, das Geheimniß mittheilten, wurde der Stoff schnell Gemeingut.

Eine große Verbreitung fand er allerdings erst, als Jahn und Scheele (1769—71) festgestellt hatten, daß der Phosphor in großen Mengen aus Knochen gewonnen werden könne, indem man diese verkohlen läßt, mit Schwefelsäure zerlegt und den sich bildenden phosphorsauren Kalk, mit Kohle gemischt, bis zur Weißgluth erhitzt; hierbei wird Phosphor destillirt, aufgefangen, in Stäbchen geformt und unter Wasser aufbewahrt. Bei Berührung mit dem Sauerstoff der Luft würde er schon bei gewöhnlicher Temperatur

verdampfen und unter Rauchbildung zu phosphoriger Säure oxydiren. Er schmilzt bei fünfundsiebziger Grad und verbrennt bei fünfzig Grad unter lebhafter Feuererscheinung mit blendendweißem Licht zu Phosphorsäure.

Im Grunde haben wir es hier nur mit dieser letztgenannten Eigenschaft, der Entzündlichkeit, zu thun. Es lag sehr nahe, den Stoff zur Herstellung von Feuerzeugen zu verwerthen, indessen war das nicht so leicht und einfach, wie es uns heute erscheinen will. Man ersand zunächst ziemlich umständliche Vorrichtungen, welche allerdings nicht dazu dienten, Feuer zu erzeugen, sondern vielmehr die selbstthätige Entzündung des Phosphors verhindern sollten. Da es also die atmosphärische Luft abzuhalten galt, brachte man den Zündstoff, in welchem ein mit Schwefel- oder Kampferpulver bestreuter Docht befestigt war, in kleine Glashüllen; es genügte, den kugelförmigen Kopf des Glasröhrchens zu zerbrechen, um lediglich durch diese geringe Reibung den Phosphor und zugleich den Docht zu entzünden.

Natürlich waren diese und ähnliche Vorrichtungen viel zu umständlich und kostspielig, um eine große Verbreitung finden zu können. Man erkannte bald, daß in der zweckmäßigen Vereinigung von Schwefel und Phosphor die beste Wirkung zu erreichen sei, aber es dauerte doch geraume Zeit, ehe man zur Erfindung der Phosphorzündhölzer gelangte. Als Vorläufer derselben sind die Congreveschen Streichhölzer anzusehen, deren Zündklappe im Wesentlichen aus Kaliumchlorat und Schwefelantimon bestand; man entzündete sie durch Reibung zwischen zwei Sandpapierblättern.

Lange Zeit war es zweifelhaft, welchem Manne die so bedeutungsvolle Erfindung der Phosphorzündhölzer zuschreiben sei, da diese im Jahre 1833 fast gleichzeitig in verschiedenen Ländern auftauchten. Es wurden J. F. Kammerer in Ludwigsburg, Preshel in Wien, Moldenhauer in Darmstadt, Walfer in Stockton und noch einige Andere als Erfinder genannt; es darf jedoch heute als feststehend gelten, daß diese Ehre allein dem Studenten der Chemie Friedrich Kammerer aus Ludwigsburg gebührt. Er war 1833 wegen Betheligung am Hambacher Fest politischer Gefangener auf dem Hohenasperg und hatte dort ein halbes Jahr Festungshaft zu verbüßen. Der Kommandant, ein alter, menschenfreundlicher Herr, suchte dem jungen Manne die Haft zu erleichtern und gestattete ihm, seiner Neigung gemäß, in seiner Zelle zu experimentiren. Der junge Chemiker, der sich schon auf der Universität mit Herstellung von Zündfeuerzeugen beschäftigt hatte, begann jetzt Versuche mit Phosphor anzustellen, und zwar zweifellos in der Absicht, die damals bekannten Phosphorfeuerzeuge zu verbessern. Man vermag sich die Freude des Studenten vorzustellen, als es ihm nach vielen mühevollen Versuchen gelang, einen mit einer Phosphorlösung bestrichenen Strahn durch einfache Reibung an der Wand zu entzünden. Berechtigte ihn diese Erfindung doch zu den glänzendsten Hoffnungen, da die es Feuerzeug scheinbar an Wohlfeilheit und Zuverlässigkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Als sich die Thore des Gefängnisses hinter ihm geschlossen hatten, begab er sich nach seiner Vaterstadt, um sofort die Fabrikation von Reibzündhölzern und Zündschwamm aufzunehmen.

Seine Hoffnungen sollten aber nicht in Erfüllung gehen. Noch gab es kein Patentgesetz in Deutschland, und so kam es, daß seine Zündhölzer von Chemikern aller Orten nachgemacht wurden. Allerdings wäre dadurch seine Existenz noch nicht gefährdet worden, als aber 1835 der Bundesstag die Verwendung der „höchst gefährlichen“ Reibzündhölzer verbot, ersahen den unglücklichen Erfinder die Verzweiflung. Inzwischen hatte sich auch Walfer in Stockton, ein zweifellos sehr geschäftstüchtiger Mann, der Erfindung bemächtigt und in aller Welt Verbindungen angeknüpft, so daß auch im Auslande für Kammerer nichts zu holen war. Die Fabrikation wurde zwar später vom Bundesstag wieder freigegeben, inzwischen hatten aber die Klämpfe und Enttäuschungen die Gesundheit Kammerers gerüttelt, so daß er sich unfähig fühlte, das Werk von Neuem zu beginnen.

Er starb im Jahre 1857 im Irrenhause zu Ludwigsburg.

Die ersten Phosphorzündhölzer hatten den Mangel, daß die Zündmasse beim Anreiben zu schmelzen begann und glühend umherspritzte, so daß ihre Verwendung in der That nicht ohne Gefahr war. Es lag dies an der Beimischung von chlorsaurem Kalk, welcher Sauerstoff entwickelt und so zur Unterhaltung der Flamme dient. Diesen gefährlichen Stoff suchte man nun angemessen zu ersetzen. Trevanin wandte eine Mischung von Mennige und Braunstein an, aber erst durch Einführung des braunen Bleisuperoxyds durch Preshel, und eines Gemenges von Mennige und Salpeter oder Bleisuperoxyd und salpetersaurem Bleioxyd durch Vöttger nahm die Zündholzindustrie einen bedeutenden Aufschwung. Weitere Verbesserungen wurden durch Tränken des Holzes mit Wachs oder Paraffin erreicht; endlich überzog man die Zündklappe mit einer dünnen Lackschicht, um dem Streichholz ein gefälligeres Aussehen zu verleihen.

Auf diese Weise hatten die Zündhölzchen schon einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht, aber noch galt es, einen großen Mangel zu beseitigen. Der Phosphor ist bekanntlich ein scharfes Gift, und so konnte die schädliche Einwirkung der Phosphordämpfe auf den menschlichen Organismus natürlich nicht ausbleiben. Unter den Arbeitern der Zündholzfabriken stellten sich bald die verschiedensten Krankheitserscheinungen ein, insbesondere Krankheiten des Zahnfleisches und der Kinnlade. Man war lange Zeit bemüht, diesem großen Uebelstande zu begegnen, aber erst die Entdeckung des rothen oder amorphen Phosphors durch Schrötter brachte die Lösung dieser Aufgabe. Dieses neue Produkt gewinnt man durch Erhitzen des gewöhnlichen Phosphors auf zweihundert bis zweihundertfünfzig Grad bei Abwesenheit von Luft. Der amorphe Phosphor ist unlöslich in allen Flüssigkeiten, an der Luft unveränderlich, nicht giftig und entzündet sich erst bei zweihundertsechzig Grad. Eine Zeit lang fertigte man Zündhölzchen unter Verwendung dieses ungefährlichen Phosphors, bald aber erwies es sich als zweckmäßiger, den amorphen Phosphor zur Herstellung der Reibflächen z. B. in einem Gemenge von Schwefelkies und Schwefelantimon zu verwerthen, die Zündklappen aber ganz ohne Phosphor, und zwar hauptsächlich aus Kaliumchlorat und Kaliumbichromat, zu verfertigen.

Diese Erfindung der Sicherheitszündhölzer, die von Schweden aus zuerst in den Handel gebracht wurden und daher auch als „schwedische Zündhölzer“ bezeichnet werden, verdanken wir dem Professor Vöttger in Frankfurt a. M. (1848). Er verwendete als Erster für die Zündklappen ein aus organischen und Sauerstoff abgebenden Körpern bestehendes Gemisch, das sich bei Reibung an amorphem Phosphor entzündete. Später wurden noch sogenannte Vulkanzündhölzer in den Handel gebracht, welche eine geringe Menge explosiver Stoffe enthalten und daher einer besonderen präparirten Reibfläche nicht bedürfen.

Es sei nun gestattet, auf die sehr interessante Fabrikation der Zündhölzchen etwas näher einzugehen. Daß dieselbe bei der großen Billigkeit des Erzeugnisses und bei dem ungeheuren Konsum fast ausschließlich durch Maschinen erfolgen muß, leuchtet ohne Weiteres ein. Zunächst gilt es, aus den großen Baumstämmen die kleinen prismatischen Stäbchen zu gewinnen. Zur Verwendung kommen Tannen-, Fichten- und Espenholz. Die möglichst astfrei gewählten Stämme werden in Würfel zerschnitten und dann die Stäbchen mit Hilfe eines eigenthümlich konstruirten Hobels mit durchlöcherter Schnittkante ausgestoßen. Da der Block immer wieder glatt gehobelt werden muß, ist der Holzverbrauch bei diesem Verfahren aber unverhältnißmäßig groß, weshalb man denn auch schon eine große Reihe anderer Schneidapparate oder Maschinen erfunden hat. Unter Anderem werden in Schweden, woselbst fast ausschließlich Espenholz Verwendung findet, die Stämme in etwa vierzig Centimeter hohe Blöcke geschnitten, ringsum geschält und zwischen zwei rotirenden Spindeln eingespant; während der lebhaften Drehung wird ein scharfes Messer gegen den Block geführt, von welchem so ein Band von der Stärke der zu fertigenden Hölzchen spiralförmig abgetrennt wird. Gleichzeitig eilen scharfe

Messer das so entstehende lange Journier in schmale Bänder, deren Breite der Länge der Zündhölzchen entspricht. Diese schmalen Holzblätter werden sodann auf einer langen zweckmäßig gestalteten Bank gegen ein rotirendes Rad geschoben, dessen aus scharfen Messern bestehende Speichen mit ungeheurer Geschwindigkeit die Hölzchen abtrennen, die dann jenseits des Rades in großen Körben aufgefangen werden. Am interessantesten ist aber eine von Krusch konstruirte Maschine, in welcher das Holz zu runden Drähten gezogen wird. Das Holzstück wird mit großer Gewalt in der Faserrichtung gegen eine mit vielen scharfrandigen Löchern durchbohrte Stahlplatte gepresst und dann von einer kräftigen Zange erfasst und hindurchgezogen. Mit Hilfe dieser Maschine erzeugt man innerhalb zwei Minuten etwa sechs-tausend Stück gleichmäßige Hölzchen, wobei die Herstellung von tausend Stück nicht mehr als einen Pfennig kostet.

Ich will mir ersparen, des Weiteren auf die Bereitung der Zündmasse einzugehen, zumal sich jede Fabrik eines eigenen Verfahrens bedient, welches sie möglichst geheim zu halten sucht, so daß die Zündstoffe in der That eine sehr verschiedenartige Zusammensetzung aufweisen.

In vielen Fabriken werden die Stäbchen, bevor sie mit den Zündtappen versehen werden, noch verschiedenen anderen Manipulationen unterworfen. In der weltberühmten Fabrik in Jönköping werden sie z. B. zunächst in Kästen nach dem Trockenraum gebracht, wo sie während vier bis sechs Stunden einer Temperatur von fünfundsiebzig Grad Celsius ausgesetzt sind. Hierauf unterwirft man sie längere Zeit in großen Metalltrommeln einer heftigen Rotation, wobei sie ihre scharfen Kanten abschleifen und gebrauchsfähiger werden. Das Ordnen der Hölzchen vor dem Betupfen erfolgt durch „Schüttelapparate“. Dieselben schütten die kleinen Stäbchen über Holzsiebe mit je tausend trichterförmigen Öffnungen aus, so daß sie von darunter befindlichen durchlöchernten Platten aufgefangen und durch Klemmvorrichtungen vertikal festgehalten werden. Auf diese Weise erhält man große Holzbürsten, welche zunächst in Schwefel, Paraffin oder Stearin und, sobald sie wieder getrocknet, in die breiartige Zündmasse eingetaucht werden. Die Rahmen mit den betupften Hölzchen werden hierauf horizontal im Trockenraum aufgehängt, damit sich die weiche Masse nicht ungleichmäßig vertheilt, sondern regelrecht abgerundete, tropfenförmige Zündtappen bildet. Man bedient sich häufig noch anderer mehr oder minder sinnreicher Vorrichtungen, um dieselbe Wirkung zu erreichen, indessen ändert dies den Betrieb nicht wesentlich. Bemerkenswerth ist es jedoch, daß bisweilen auch das Betupfen der Hölzchen durch Maschinen geschieht; eine Farbwalze rollt über die Platten mit den senkrecht eingespannten Hölzchen und überträgt auf diese gleichmäßig die weiche Zündmasse.

Nach dem Trocknen erfolgt das „Aus schlagen“ und Verpacken der Hölzchen, und zwar wieder mit Hilfe der verschiedensten Vorrichtungen und Maschinen. Höchst sinnreich ist eine Füllmaschine von Lundgren in Stockholm, welche die eingeführten Schachteln selbstthätig öffnet, mit der entsprechenden Menge Zündhölzchen füllt und zugleich mit dem Phosphoranstrich versieht. Anderen sinnreich erdachten Maschinen wird durch Menschenhand nur das erforderliche Material, nämlich Holzstreifen, Kleister, Papier usw., zugeführt, damit sie die kleinen Schachteln für und fertig herstellen und dieselben sogleich vermittelst einer Schiebvorrichtung in bereitstehende Kästen befördern.

Diese ausgezeichneten Maschinen und das bis ins Kleinste durchgeführte Prinzip der Arbeitstheilung erklären den billigen Preis des in ungeheuren Massen erzeugten Artikels. Die Fabriken liefern gute Zündhölzchen zu einem geradezu erstaunlich billigen Preis, sogar schon mit sechs Pfennigen das Tausend.

Man vermag sich kaum vorzustellen, welche ungeheure Massen Zündhölzchen jährlich verbraucht werden; in Deutschland rechnet man nicht weniger als hundertsebenundzwanzig Stück pro Tag und Kopf der Bevölkerung. Die Fabrikation blüht hauptsächlich in Schweden, Rußland, Oesterreich und Deutschland.

Die bei Weitem größte Fabrik in Jönköping in Schweden fertigt jährlich etwa fünfzehn Milliarden zum Fabrikpreis von dreieinhalb Millionen Mark. Diese Fabrik baut auch ihre sämtlichen Maschinen und Apparate selbst, wodurch die Unkosten natürlich bedeutend vermindert werden. Die schwedische Konkurrenz hat noch bis in die jüngste Zeit der deutschen Industrie eine große Schädigung bereitet, was um so bedauerlicher ist, da die Zündholzfabrikation größtentheils bei uns in armen Gegenden betrieben wird. Auch war Deutschland durch die Ungunst der Zollverhältnisse meist auf den eigenen Markt angewiesen, während aus dem Ausland billige Zündwaren in großer Menge eingeführt wurden. Schließlich ist es aber doch der deutschen Industrie gelungen, sich durch Erzeugung von Zündhölzchen gleicher Güte zu mäßigerem Preise zu behaupten und gegen die Konkurrenz anzukämpfen.

Auf der Walze.

Aus den Papieren eines Sechzbruders. Von F. Niebed.
(Fortsetzung.)

Ich setzte mich an einen Bretterzaun, der sich am Ausgange des Dorfes lang hinzog, und spähte nach meinem Freunde aus. Nur hin und wieder bekam ich ihn flüchtig zu Gesicht; einmal huschte er mit großer Geschwindigkeit an einem Straßenzaun entlang, um alsbald in einem Gehöft zu verschwinden; ein andermal tauchte seine Gestalt in einem Vorgarten auf, und ich sah, wie er sich mit Grazie über einen Zaun schwang, und zweimal sah ich ihn quer über die Straße rennen.

Schrägüber von meinem Ruheorte befand sich inmitten eines weiten Obstgartens ein lotterig aussehendes Wohngebäude mit so niederem Mauerwerk, daß man vom Garten aus mit der Hand aufs Dach reichen konnte. In dieser Hinterwand war ein einziges Fenster, nicht viel größer, als daß zur Noth ein Hund hindurch springen konnte. Als ich von ungefähr den Blick auf dieses Fensterloch richtete — heiliger Jupiter! — da kam darin der Galgenposamentirer zum Vorschein. Hastig schob er den Oberkörper heraus, griff nach einem Ast, den ein Pflaumenbaum bis dorthin ausstreckte, setzte erst die Kniee, dann einen Fuß auf die Fensterbrüstung und war darauf im Nu im Garten. Wie war der Mensch nur so schnell in dieses Haus gekommen? Das ganze Königreich Sachsen hätte ich auf die Behauptung hin verwettet, daß er noch fünf, sechs Häuser weit oben im Dorfe sei. Und wie war er auf den wahnwitzigen Gedanken gerathen, den Weg durch ein solches Fenster zu nehmen? . . . Mir blieb keine Zeit, über das Wunder zu grübeln, denn schon übersprang er den hauffälligen Latenzzaun, und im nächsten Augenblick war er bei mir angelangt. Er zog sein braunes Schnupftuch aus der Tasche, in das irgend etwas Feuchtes eingehüllt war, und sagte, das Tuch entfaltend: „Da ist! Aber fix, daß wir weiter kommen!“

Er breitete das Tuch auf den Rasen, und ich sah, daß gekochte Mohrrüben darin waren. Ein Gefühl der Nahrung ergriff mich bei dieser Fürsorge; bald aber durchließ mich kalter Graus bei dem Gedanken, daß er im Laufe des Vormittags oftmals geschmupft und dann jedesmal das braune Tuch zum Säubern seines Gesichtserkers benützt hatte. . . Die Mohrrüben — ach, wie verlockend schimmerte ihre purpurne Herrlichkeit im milden Mittagslicht, und wie lange schon war mir solche köstliche Nahrung nicht zu Theil geworden! . . . Mein reger Appetit brachte mich auf die kühne Vermuthung, daß nicht der sänftliche Inhalt des Tuches mit dem Tuche in Verührung gekommen sei, und daß man die in der Mitte befindlichen Mohrrüben ohne Schaden verspeisen könne. . . Allerdings, das Tuch hatte vielleicht seit Monaten nicht die reinigende Kraft frischen Wassers erfahren, und meinem durch das Mistranen dreifach verstärkten Forscherblicke entgingen nicht einige dunkle, krustenartige Flecke, die das lockende Speisegericht umgaben und abschreckend wirkten, wie Bestien, die einen schönen Schatz bewachen.

„Mach' schnell!“ mahnte mein Ernährer aufs Neue. „Solche haben wir immer gegessen, als ich in Krotoschin war. Wir nannten sie Messingdrähte. Sie schmecken gut!“

Ich durfte ihm seinen Wunsch nicht abschlagen, das wäre eine gräßliche Verleumdung gewesen. So griff ich denn mit innerlichem Widerstreben vorsichtig zu, klabte mit zwei Fingern solche Drähtchen heraus, die ich für jungfräulich unbestekt hielt, und führte sie dem Munde zu. Daß sie mir unter den obwaltenden Umständen als eine Delikatesse erschienen, könnte ich nicht behaupten, ohne mich einer sträflichen Verwegenheit schuldig zu machen; allein ich sagte mir, daß jedes der Drähtchen ein Plätzchen im Magen ausfülle, und das half mir, meine Abneigung besiegen. Der größeren Vorsicht halber brach ich ein steifes Grasshälmchen ab und strich damit von den rothen Stückchen solche Partikeln herunter, die mir als Fremdkörperchen vorkamen. Das gefiel dem Galgenposamentirer nicht, und er fragte ärgerlich: „Du graulst Dich wohl?“

„O nein,“ gab ich zur Antwort; „aber weißt Du, bei den sächsischen Bauern muß man im Eissen vorsichtig sein!“

Diese Verlegenheitslüge zog nicht bei ihm; er rief im Tone bitteren Vorwurfs: „Vor meinem Tuche brauchst Du Dich nicht zu graulen; aus meiner Nase kommt sonst nichts, als Tabak, und der ist gesund! Sei froh, daß Du noch solches Fressen hast!“

„Tabak ist gesund,“ stimmte ich ihm heuchlerisch bei; „doch ich esse ihn nicht gern; er beißt zu viel auf die Zunge.“

Inzwischen hatte sich drüben am Gartenzaun eine alte Frau eingefunden, die eine bedeutende Beredsamkeit entfaltete. Wir horchten endlich Beide hinüber, und ich vernahm, wie sie in breiter und lärmender Beweisführung darthun wollte, daß ihr Hurenfenster kein Verkehrsweg für reisendes Gesindel sei. Mein Kamerad trat ihr einige Schritte entgegen, und während er ihr in unseiner Ausdrucksweise seinen Grundsatz erläuterte, daß der gerade Weg der beste sei, schüttete ich den Rest meiner Mittagsspeise in ein Weidengebüsch. In dem Graben, an dem ich saß, sickerte ein dünnes, klares Wasserlein. Ich rutschte hinab und machte einen Versuch, das Tafeltuch zu waschen, mußte jedoch alsbald von meiner Wäscherei ablassen, da sonst augenscheinlich eine Revolte im Dorfe ausgebrochen wäre. Die Bäuerin schrie, ich solle nicht das Kochwasser schmutzig machen; sie lärmte und zappelte, rannte gleich einer Närrin am Zaun hin und her und rief in das benachbarte Gehöft um Hilfe. Von dort kamen Leute hervorgeführt, voran ein junger Kerl von etwa zwanzig Jahren, der, im Gegensatz zu den anderen Feinden, nicht erst lange schimpfte, sondern sogleich Steine aufwas und sie nach uns schleuderte. Ein Fuhrmann hielt seine Mähre an und bedrohte uns mit der Peitsche, und gleichzeitig rückten von allen Seiten „Kaffern“ an. Wir zogen uns langsam und schweigend zurück, zum Dorfe hinaus, und behielten dabei unsere Geiger, die uns in drohender Haltung nachfolgten, fest im Auge, weil wir auf einen Ueberfall gefaßt waren. Doch sie schienen nicht recht zu wissen, weshalb sie uns verfolgten, und so begnügten sie sich, uns starke Proben zu liefern, wie in Sachsen gestucht, verwünscht und gezetert wird. Nur der junge Lämmel legte sein Steinbombardement fort, und endlich flog eines der Handgeschosse. Es flog meinem Kameraden ans Bein.

Nun reißt aus, ihr Sachsen, sonst fährt Euch der Böse in den Nacken! Reißt aus, der Galgenposamentirer kommt!

Wie ein blutdürstiger Wütherich raste Eward, den Dolch in der Faust, dem stehenden Steinwerfer nach. Unsere Feinde stoben vor Schreck wie Spreu davon und die Weiber kreischten vor Todesangst; ein Knäblein fiel auf die Nase, und als es sich heulend aufrass, blutete es über das ganze Gesicht. Zum großen Glück gelang es dem Verfolgten, in ein Haus zu entweichen, und der Galgenposamentirer mußte umkehren, ohne seinen Blutdurst gestillt zu haben.

„Der Hund! In kleine Stücke hätte ich ihn



Der Grífhals. Nach dem Gemälde von Ernst Zimmermann.
Copyright 1907 by Franz Hanfstaengl, München.

geschnitten, wenn er mir unter die Finger gekommen wäre!" rief er, als er zu mir zurückkehrte.

"Es ist besser, Du hast ihn nicht erwischt," sprach ich.

"Nicht?" schrie er, blieb stehen und zog den Dolch, den er bereits eingesteckt hatte, abermals hervor. "Wenn Du mich wüthend machst, lauf ich zurück und ermorde ihn. Und wenn er in den Keller kriecht, ich finde ihn!"

"Der dumme Junge ist's nicht werth, daß Du Dich an ihm besudelst!" sagte ich, um ihn zu besänftigen.

Er beruhigte sich ein wenig und wir marschirten weiter. Am Ausgange des Dorfes sammelte sich eine Schaar Landleute, doch kein Mensch folgte uns nach.

"Wenn ich ihm die Klinge durch den Leib gerannt hätte, ich wäre nicht geköpft worden!" sagte Eduard.

"Nein, aber eingesperrt hätten sie Dich!"

"Das ist mir Alles egal! Als ich in Breslau im Kittchen steckte, da war Einer drin, der hatte seinen Werkführer mit dem Hammer todtgeschlagen. Ein Jahr hat er gekriegt, mehr nicht. Einfach deshalb, weil ihm der Werkführer vorher eine Ohrfeige runtergehau'n hatte."

"Weshalb warst Du in Breslau im Kittchen?"

"Weil mir Alles egal ist! Mein Mitgeselle wollte mir Vorschriften machen, weil er schon länger beim Kranker war, als ich. Da ließ ich ihn Blut spucken, denn wenn ich in Wuth komme, ist mir Alles egal!"

"Hast Du ihn mit dem Dolche gestochen?"

"Mit dem Dolche, oder mit der Scheere, oder mit einem Stück Holz — gestochen oder gehauen — Alles ist mir egal!"

Und nun prahlte er wieder eine gute Weile lang mit seiner Rohheit, so daß die stille Scheu, die ich vor ihm empfunden, sich in Granen verwandelte und ich mir vornahm, bei guter Gelegenheit meinen eigenen Weg zu gehen.

Eine solche Gelegenheit bot sich nicht bald, und allmählig wußte ich mich so sehr in sein barbarisches Wesen zu fügen, daß ich mein Vorhaben vergaß; ich freute mich sogar, einen mächtigen Beschirmer in ihm gefunden zu haben. Mit ihm zu walzen war kein Vergnügen. Eine kurzweilige Unterhaltung kam nicht zu Stande; für Scherze war er unempfänglich und herzlich fröhlich sein konnte er nicht. Er war ernst und finster und wortfarg, und nur, wenn er auf seinen Dolch zu sprechen kam, oder auf seinen Wagemuth, oder auf seine Meisterschaft im Betteln, geriet er ins Redefeuere und brüskete sich in unausstehlicher Weise. Im Gespräch mit ihm war ich gezwungen, die größte Vorsicht walten zu lassen, da er die Gabe besaß, oft die klarsten und unschuldigsten Worte falsch zu verstehen und zu mißdeuten. Er ertrug keinen Widerspruch, war äußerst jähzornig und dann gefährlich. Dumm war er und stolz zugleich, wie ein bekränzter Pfingstochs; auf den Wegzeigern konnte er die größten und deutlichsten Aufschriften nicht lesen, und wenn ich ihm vorgeredet hätte, Sachsen sei das mächtigste Kaiserreich der Welt, so hätte er in meine Worte keinen Zweifel gesetzt.

Er wäre der nichtswürdigste Mensch gewesen, wenn er nicht neben allen den schlimmen Eigenschaften eine große und seltene Tugend in seinem Herzen getragen hätte — eine Tugend, die ich nicht mit Namen zu nennen weiß, da sie, wie jede wahre Tugend, kein Name in ihrer ganzen Bedeutung bezeichnen kann. Ich lerne sie in der ersten Stunde unserer Bekanntschaft kennen, als Eduard mir an jenem Schreckensabend Obdach und Lagerstatt verschaffte; ich begegnete ihr wieder, als er mir mit Mohrrüben aufwartete, und sie sollte mir noch manches Mal zum Heile werden.

Eduard blieb bei der Behauptung, daß ich nicht daffeln könne, und das war für mich ein absonderliches Glück, denn ich brauchte fortan dieses mir in tiefster Seele verhaßte Geschäft nicht mehr zu betreiben. Er besorgte es ganz allein; ich konnte in dessen andrücken und mir einbilden, ich sei ein fahrender Ritter, der sorgenlos die Welt durchzieht und seinen Knappen den Banern auf den Hals hebt,

um ihnen den Tribut abzufordern. Eduard ließ mich nicht hungern; er sorgte für mich, ohne sich dessen zu rühmen und ohne Dankbarkeit von mir zu fordern. Er wußte nicht einmal, daß er an einem unglücklichen, unbeholfenen Mitmenschen ein gutes Werk that; er handelte so, wie es ihm seine Natur befohl, und machte sich darüber keine Gedanken. Nachdem wir am Nachmittag durch die kleine Stadt Lebau marschirt waren, kehrten wir Abends in ein Dorfwirthshaus ein und begannen dort ein wahres Schlemmerleben. Eduard, der die Kasse führte, sagte, er habe einen guten Tag gehabt, und daher seien wir gezwungen, gut zu leben, denn der ganze Kiez müsse drauf gehen; nur so viel dürfe übrig bleiben, daß der Frühstückstasse davon bezahlt werden könne. Bleibe mehr übrig, so habe er am anderen Tage keine Lust zum Dalken und auch kein Glück. Wir saßen gefochte Eier, Wurst und Käse, tranken bayrisch Bier und Storn, und kamen uns bei diesem Gelage im Vergleich zu einigen Adersleuten, die stumpf und träge bei ihrem Abendbeschäftigen saßen und mißtrauisch zu uns herüberschielten, wie Nobelmänner vor. Nachher mußten wir allerdings mit einem karglichen Strohlager und ein paar Pferdebeden fürlieb nehmen; doch wir schliefen den süßen Schlaf der Gerechten, und ich war am Morgen so wohlgenuth und unternehmungslustig, wie ich es während meiner ganzen Wanderschaft noch nicht gewesen war.

Die nächsten zwei oder drei Tage unserer gemeinsamen Wanderschaft glichen in ihren Hauptzügen dem ersten Tage. Eduard sorgte für mein leibliches Wohl; für meine geistige Unterhaltung mußte ich selbst sorgen. Ich that das auf die angenehmste Art, indem ich darüber nachsann, was wohl aus mir werden könnte, wenn ich Glück hätte, und bei diesem Fabuliren spann ich täglich die allerschönsten Lebensromane aus, die sämmtlich darauf hinausliefen, daß ich durch abenteuerliche Schickungen auf den höchsten Gipfel menschlicher Glückseligkeit gelangte. In einer dieser Geschichten ging ich unter die Soldaten und fand bald Gelegenheit, an einem gewaltigen Kriege gegen die Russen theilzunehmen. Ich war der Tapferste der Tapferen, der Klügste der Klugen, und so konnte es nicht fehlen, daß ich schon nach kurzer Dienstzeit die Trefsen erhielt. In einer fürchterlichen Schlacht wurden wir geschlagen, und unsere ganze Armee retirirte in wilder Flucht. Nur ich nicht. Mit meinen zwanzig Leuten, die ich kommandirte, feuerte ich aus geschützter Stellung so wüthend und nachhaltig auf den Feind, daß ich ihn zum Stehen brachte und somit die völlige Auflösung unserer Armee verhinderte. Diese Heldenthat brachte mir den Offiziersrang ein, und von nun an avancirte ich in Folge der tollkühnen Thaten, die ich zum Schaden des Feindes verrichtete, mit solcher fabelhaften Schnelligkeit, daß ich innerhalb eines Jahres die Würde eines Feldherrn erlangte und somit die Macht besaß, die Russen durch einige geniale Angriffe zu überwinden und aus dem Lande zu treiben. In einer anderen Geschichte setzte ich den ganzen Erdball durch meine Dichtungen in Erstaunen und genoß Ehren, wie sie noch nie einem Dichter zu Theil geworden sind. Am merkwürdigsten war eine Geschichte, in der ich ein Adoptivsohn Rothschilds wurde und auf diese Weise zu unermeßlichen Reichthümern gelangte, so daß ich von Ort zu Ort fahren und allen Armen ein Ketter werden konnte. Für die Handwerksburschen begann ein goldenes Leben, denn ich wußte Mittel und Wege zu finden, etliche Millionen aus meinen Schatzkisten unter sie vertheilen zu lassen; auch suchte ich viele Pennen auf und drückte jedem Kunden die Hand voll Zwanzigmarkstücke. Dabei ergötzte ich mich an dem Erstaunen und an der Ueberraschung der Beschenkten, die bald die Gabe, bald den Geber zweifelnd anstarrten und über das Wunder gar nicht hinwegkamen. Wollten sie mir aber danken, dann verließ ich sie schnell, um andere Menschen aufzusuchen, die des Geldes bedürftig waren. Hinterher schämte ich mich persönlich meines billigen Wohlthätenthums; aber es war doch eine Lust, viele Menschen glücklich zu machen, wenn auch nur in der Phantasie, und so fuhr ich fort, mir das Leben so auszudenken, wie ich es gern gelebt

hätte. Jeder dieser Gedankenromane enthielt, wie ein richtiger Roman, eine Liebesgeschichte, und stets war die Dame Pauline Michalska aus Hamburg die Glückliche, die an der Seite des Helden einzuziehen durfte in das irdische Eden, dessen Pforte er mit starkem Geiste und forschem Wagemuth gesprengt hatte. Mit dieser Pauline beschäftigte ich mich gern in Gedanken. Für mich herrschte kein Zweifel, daß sie in jeder Hinsicht das vortrefflichste aller Mädchen sei, und unzählige Male zog ich ihren Brief hervor, um mich an seinem Anblick zu erfreuen, wobei es mir jedesmal leid that, daß er durch das oftmalige Entfallen Risse bekommen hatte und daß stellenweise infolge darauf gefallener Regentropfen die Schrift verwischt war.

So marschirte ich, lieblich träumend, an der Seite eines schweigsamen Begleiters durch ein fremdes Land, ohne nach den Namen der Orte zu fragen, durch die der Weg uns führte, ohne Blick und Sinn für die Landschaft und deren Bewohner, und ohne an einen Zweck und ein Ziel der Wanderung zu denken. Die kalten Regenstürme hatten schnell nachgelassen und wir genossen die wunder schönsten Herbsttage. Unbewußt das Zan erglück der sorglosen Freiheit genießend, zog ich mit leichter Seele dahin in der milden Sonnenluth und dachte nicht daran, mich nach einem Winterquartier umzusehen. In alle Ewigkeit wäre ich so gewandert, wenn mein Verhältnis zu dem Salgenposamentirer ewig dasselbe geblieben wäre.

Kein Tag verging, ohne daß Krieg zwischen uns Beiden auszubrechen drohte; regelmäßig deshalb, weil mein Freund durchaus keinen Widerspruch duldete und sogleich in Zorn geriet, wenn ich in irgend einer Angelegenheit nicht völlig seiner Meinung war. Ich gab dann gewöhnlich auf eine halbwegs anständige Art nach und stellte dadurch das gute Einvernehmen wieder her. Eines Nachmittags sah ich einige Schwalben fliegen. "In anderen Jahren," sagte ich zu Eduard, "sind die Schwalben um diese Zeit schon fort."

"Das sind Sandeschwalben," entgegnete er.

"Zieh die Häter fort?" fragte ich.

"Ueberhaupt nicht!" lautete die Antwort.

"Alle Schwalben ziehn im Winter fort," sprach ich.

"Ich muß es doch besser wissen!" herrschte er mich grob an. "Bei mir zu Hause schlafen sie im Winter in den Sandbüchern."

"Das sind vielleicht Fledermäuse," entgegnete ich.

"Ich han' Dir den Stoß über den Schädel, wenn Du's nicht glaubst!" schrie er, hob mit der Rechten den Stoß zum Schlage und stieß mich mit der Linken an die Brust.

"Du brauchst doch nicht gleich so wüthend zu werden!" rief ich mit Entrüstung.

"Da glaub's andermal, wenn ich was sage!"

Ich war mächtig empört über seine brutale Beweisführung, schwieg jedoch aus kluger Vorsicht und nahm mir wieder einmal vor, von ihm zu scheiden; nachdem wir aber eine Weile desselben Weges gezogen waren, ich auf der rechten, er auf der linken Straßenseite, verschwand bei den angenehmen Betrachtungen, denen ich mich fast immer hinzugeben pflegte, mein Zorn und mit ihm auch der Trennungsvorsatz.

Am dritten oder vierten Tage unseres gemeinschaftlichen Wanderns erlebte ich eine große Ueberraschung. Während Eduard die wenigen Häuser absocht, ersuhr ich plötzlich, daß wir uns in Böhmen befanden. Ich las es auf der Dorf tafel, und unmittelbar darauf ging ein Mann an mir vorüber, der eine österreichische Lini orn trug und mir scharfe, bedrohliche Blicke zusandte. Diese Blicke ließen mich vermuthen, daß er ein Polizist sei.

Wie, o du himmlisches Jerusalem, waren wir nach Böhmen gekommen? Wenn wir plötzlich so unvermuthet in der Türkei angelangt wären — mein Erstaunen hätte nicht größer sein können. Ich glaubte, wir steuerten immer tiefer in das sächsische Land und müßten bald nach Dresden kommen, und nun befanden wir uns auf einmal in einem Lande, an das ich noch vor Minuten gar nicht gedacht hatte. Wenn ich kurz vorher gefragt worden wäre, wie weit es nach Böhmen sei, so hätte ich nach reiflicher

Ueberlegung geantwortet: „Ach, das ist sehr weit! Vielleicht fünfzig Meilen!“

Wir war, als sei ich durch einen Zauberschlag in das schöne Vaterland der Wenzel versetzt worden. Eduard hatte die wichtige Entdeckung, daß er sich im Auslande be'and, durch die Kupfermünzen erkannt, die er in dem Orte einsammelte. Der Doppeladler war ihm anfänglich verdächtig erschienen, und er hatte geglaubt, die Bayern wollten ihn durch unglückliches Geld beschummeln; nach und nach war er jedoch in seiner Geheißtheit dahinter gekommen, daß der Doppeladler in jener Gegend heimathberechtigt sei.

„Weißt Du schon, daß wir in Oesterreich sind?“ rief ich ihm fragend zu, als er sein Hausirerwerk vollbracht hatte.

„Das schadet nichts, wenns nur gilt!“ sagte er, überzählte rasch das in dem Orte erworbene Vermögen und ließ es in sein stattliches Portemonnaie gleiten.

Der nächste Ort, in den wir gelangten, war das Städtchen Schlackenau. Auf einem weiten Plage — es mag der Marktplatz gewesen sein — standen sechs Handwerksburschen plaudernd beisammen.

„Da — Kunden!“ scholl es uns freudig entgegen.

„Wenn!“ erwiderten wir vorschriftsmäßig und ich eilte auf die vergnügt lachende Gruppe zu, um sie noch besonders zu begrüßen; Eduard indes ging raschen Schrittes weiter, und so konnte ich nur einige flüchtige Worte mit den sechs Kameraden wechseln.

„Da sein mer ja Alle bei'ander!“ rief Einer. „Wir halten Familientag!“ setzte ein Anderer hinzu, der eine Brille trug und wie ein Gelehrter ansah.

Ich wurde gefragt, wo ich her komme, und ob die Strecke „heiß“ sei.

„Nicht schlimm!“ sagte ich. „In Sachsen tippelt sichs ganz gut.“

„Da giebt's aber die Grüne.“

„Und hier die Gelbe. Wir tippeln nach Sachsen!“ Auf die Gefahr hin, mich zu blamiren, fragte ich, was das für Dinger seien, die Grüne und die Gelbe. Da brachen alle Sechse in ein Gelächter aus, und der Kunde mit dem gelehrten Gesicht und der Brille sagte:

„Wenn Du die Grüne kriegst, so zeigen Dir die Dedel den Weg zu Muttern; Du darfst aber nicht daneben treten, sonst stecken sie Dich ins Kitzchen. Kriegst Du die Gelbe, so kannst Du fahren, aber in der Knochen tonne.“

Ich mußte fort; Eduard war schon über hundert Schritte voraus.

„Nachts gut!“ grüßte ich nach Kundenbrauch und rannte dem Kollegen nach.

„Nachts gut! — Und laß Dich nicht in die Knochen tonne stecken!“

Ich glaubte den Sinn des Räthfels errathen zu haben. Die Grüne und die Gelbe waren meines Grachtens amtliche Schriftstücke, auf denen solchen Kunden, die auf den „Schub“ kamen, die Marschroute vorgeschrieben stand. Wer die Grüne erhielt, mußte zu Fuß nach seiner Heimath laufen; wem die Gelbe zu Theil ward, den schaffte man mit der Bahn dorthin.

Erst außerhalb des Städtchens holte ich meinen Gefährten ein. „Weßhalb läufst Du so schnell!“ rief ich ihm, ganz außer Athem, zu.

„Ich mache, was ich Lust habe!“ erwiderte er raub.

Dieser abweisende Ton verletzte mich wieder so tief, daß ich ihn am liebsten mit einer Grobheit beantwortet hätte; das Gefühl meiner Schwäche gegenüber dem starken, unwirklichen Gesellen besah mir jedoch Schweigen, und so mußte ich meinen Ingrimm still hinterwürgen. Schier bis zur Unerträglichkeit fühlte ich mich gedemüthigt bei dem Gedanken, daß ich von diesem Menschen abhängig war, daß ich ihm nachfolgte, wie ein geduldiger Hund, und mich von ihm füttern ließ.

Aus Dankbarkeit gegen ihn hatte ich alle seine Nothheiten und Grobheiten ertragen und entschuldigt;

jenes Wort aber konnte ich ihm nicht verzeihen, weil es mich wie ein Verrath an der Kameradschaft berührte.

Seit jenem Worte ruhte kein Segen mehr auf unserem Bunde. Die gewaltige Macht meiner Phantasie, mit der ich so manches Mal die stärksten europäischen Kriegsheere geschlagen, die wildesten Raubthiere gebändigt und die stolzesten Herzen erobert hatte, reichte nicht hin, den Groll zu tilgen, den ich gegen meinen Gefährten und Wohlthäter empfand. Obgleich er keinen Sinn besaß für den angenehmen Nutzen einer guten Unterhaltung, hatte ich doch hin und wieder versucht, ein freundliches Gespräch anzuknüpfen oder ihn durch lustige Erzählungen zu erheitern; fortan aber widerstrebten mir solche Versuche, und so geschah es, daß wir den ganzen Tag über und auch am Abend in unserer Nachstation nur die nothwendigsten Worte zu einander redeten. Zu meinem stillen Verdruß merkte er die veränderte Stimmung gar nicht, und meine Schweigsamkeit fiel ihm nicht auf; er sorgte für meinen Unterhalt, trug mir in einem Tüchlein, das ich eigens für diesen Zweck bestimmt hatte und täglich zu waschen pflegte, die Nahrung zu und behandelte mich im Uebrigen, als sei ich Luft für ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Die Millioneninsel.

Von A. v. Ende-Chicago.

Wenn man von Newyork aus mit einem Dampfboot der Old Dominion Linie die atlantische Küste entlang fährt, eine der schönsten Reisetouren in Süden der Vereinigten Staaten, kommt man an den Sea Islands vorbei, einer Inselkette, welche die Küste Georgias und Süd-Carolinas umgeben, und die feinste Baumwolle der Welt liefern. Das Klima dieser Gegend ist wundervoll — zu Weihnachten hat man das schönste Frühlingswetter. Der Golfstrom läßt einen eigentlichen Winter gar nicht aufkommen. Man könnte im Februar Seebäder nehmen. Das Harz der Kiefern und das Salz des Meeres würzen mit frischem, belebendem Hauch die vom Dufte halbtropischer Blumen erfüllte Luft. Unter diesen Inseln ist eine, die ihresgleichen in der Welt nicht hat, Jekyll Island, acht Meilen von der Stadt Brunswick in Georgia, ein paradiesisches Fleckchen Erde von elf Meilen Länge und zwei Meilen Breite, auf dem Niemand landen darf, der keine Einladung besitzt.

Nicht Blaublut, sondern Gold ist das „Sesam öffne dich!“ welches Einem die Wunder von Jekyll Island erschließt. Es giebt an der atlantischen Küste der Südstaaten viele Ortschaften, welche von den amerikanischen Magnaten im Winter aufgesucht werden. Sie kommen dort freilich auch mit Menschen in Berührung, deren Vermögensschiffe kein Gefolge von mindestens sechs Kulis aufzuweisen hat. Jekyll Island hat diesem Uebelstande abgeholfen. Es gehört einem Klub von etwa hundert Millionären. Die Mitgliedsgebühren reichen bis in die Tausende hinauf. Das Stückchen Land, ursprünglich aus Sandfläcken, Sumpf und Wald bestehend, kostete 125 000 Dollars. Viele Hunderttausende wurden für Verbesserungen und Verschönerungen ausgegeben. Wie viele Mal hundert Millionen Dollars die Mitglieder zusammen werth sind, wie es in der Landessprache heißt, davon hat man nicht einen annähernden Begriff.

Die Gebäulichkeiten der Millioneninsel bestehen aus einem Klubhaus, das 100 000 Dollars kostete, und aus Villen im Werthe von 15 000 bis 60 000 Dollars. Das Klubhaus ist ein dreistöckiges Backsteingebäude mit Dampfheizung und elektrischer Beleuchtung. Auch eine Art Privathotel wurde kürzlich errichtet. In Folge der strengen Exklusivität, welche auf Jekyll Island herrscht, wissen Ueingekehrte von der inneren Ausstattung dieser Winterasyle amerikanischer Nabobs nichts; doch wird dieselbe wohl dem in Gold und Duz getäfelten Vabeszimmer, das der Zuderkönig Claus Spreckels im Hause seiner Tochter in San Francisco einrichten

ließ, im Verhältnis entsprechen. Was die Kunst der Landschaftsgärtner aus der ehemaligen Wildniß gemacht, das kann Einem auch einen Maßstab für die Prachtentfaltung im Inneren der Villen abgeben. In verschwenderischer Fülle sind Palmen und seltene Ziersträucher angepflanzt worden. Die Gewächshäuser enthalten die prachtvollsten Blumen. Die Ställe des Klubs überrufen manchen königlichen Marfiall durch Zahl und Masse ihrer Bewohner. Die meisten Mitglieder des Klubs lassen ihre eigenen Pferde hierher transportiren; aber für zweihundert Dollars den Monat kann man sich ein Gespann mieten, und für etwas mehr als die Hälfte davon ein Reitsperr!

Als ein Paradies dürfte sich die Insel für Nimrods erweisen. Die Verschiedenheit des Bodens begünstigt einen Wildstand von außerordentlicher Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit. Die Sümpfe wimmeln von Wildenten und Schnepfen. Die Wälder sind voll Hirsche und Wildschweine. Während des Sommers wird das Wild so zahm, daß das Klubhaus von einem Netz umgeben wird, um die Hirsche fernzuhalten. Man schießt sie des Nachts ganz harmlos in den Anlagen der Villen umherstreifen. Es existirt jedoch eine Verordnung, welche die Jagd, die ein Mann während einer Saison erlegen darf, beschränkt, sonst würde das Rothwild bald ausgerottet sein. Quails (amerikanische Wachteln) gedeihen nicht besonders. Sie werden daher zu Tausenden importirt und dann freigelassen. Die Jagd auf Fasane und Truthühner ist sehr beliebt. Erstere wurden aus England eingeführt. Das erste Hundert wurde 1888 herüber gebracht. Die Eier wurden von gewöhnlichen Hühnern ausgebrütet und, sobald die Brut flügge war, frei gelassen. Im folgenden Jahre wurde ein weiteres Hundert herbeigeschafft. Seitdem sind die Wälder voll Fasane. Auch an anderem Geflügel ist kein Mangel. Des Wildhüters Wohnung ist mit einer reichen Sammlung von Jagdtrophäen ausgeschmückt. Wenn die Wallstreet-Magnaten von der Jagd um den Mammon erschöpft sind, wenn ihre Frauen und Töchter nach den Anstrengungen der vorweihnachtlichen Saison im Opernhaus, Ball- und Konzertsaal der Erholung bedürfen, dann sieht man sie einige Wochen auf Jekyll Island am Strande liegen, oder auf den prächtigen Straßen dahinfutschiren, oder reiten, angeln und jagen. Hin und wieder finden freilich auch andere Jagden statt. Manches jüngere Mitglied des Klubs sucht in der ungezwungenen Atmosphäre dieses Winterlandaufenthalts das Herz einer Erbin zu erlegen; und manche harmlose Flirtation endet mit einer „Partie“, gegen welche die Eltern beiderseits nichts einwenden können, da die Vermögensschiffen harmoniren.

Wer die Auserwählten sind, die sich erlauben können, eine Wintersaison auf Jekyll Island zuzubringen? Nun, da ist fast jeder zur amerikanischen Plutokratie gehörende Name vertreten. Da ist z. B. ein Mitglied der Vanderbiltsfamilie. Dieser arme reiche Mann, der gewöhnlich in seiner Nacht von Newyork hersegelt, hat eine ausgesprochene Aversion gegen Journalisten, die er sich durch seine Privatsekretäre vom Leibe hält. Da sind die Gontels, da sind die Cuttings. Da ist auch der Celkönig Rockefeller, dem Chicago seine Universität zu verdanken hat. Da ist der Eisenbahnkönig George Gould. Da ist der Bundes senator und Kapitalist Calvin S. Brice. Da ist auch der Tabakhändler Pierre Brillard und der im politischen Leben vielgenannte Cornelius N. Bly. Die meisten von ihnen kommen in ihren eigenen Eisenbahncoups nach Brunswick und lassen sich dann von dem Klubdampfer nach der Insel herüberfahren. Viele von diesen Leuten sind durch Erbschaft zu ihrem Vermögen gekommen. Manche haben sich, wie es heißt, durch Fleiß und Sparsamkeit heraufgearbeitet. Zu diesen gehört Marfiall Field von Chicago, ehemals ein Farmerbursche. Er erwarb seine Millionen im Ellenwaarenhandel, Grundeigenthums- und Minenspekulationen. Man sagt, daß sein Geschäft jährlich fünfundsiebzig Millionen Dollars Umsatz habe. James Hill von St. Paul war in den 60er Jahren „omnis“. Jetzt ist er einer der bedeutendsten Eisenbahnmagnaten des Landes. Die Great Northern

Bahn gehört ihm; er besitzt einen großen Theil der Nord-Pazifik-Alten. Er beschäftigt an zehntausend Menschen und soll genau wissen, wie viel Lohn jeder seiner Arbeiter bekommt! Er kommt jedes Jahr zur Jagdzeit nach Jekyll Island, um sich zu erholen. J. Pierrepont Morgan von New-York, ein nicht minder bekannter Geldfürst, liebt es, einsam auf der Insel umherzustreifen, zu Fuß oder zu Wagen.

Die Mitgliederliste des Millionärklubs weist verschiedene Berufe auf. Auch der Journalismus ist würdig repräsentiert; nämlich durch Joseph Pulitzer von der „New York World.“ Einige Wochen vor seiner Ankunft schickt er seine sechs Pferde voraus, damit sie sich akklimatisiren. Dann kommt er selbst mit Privatsekretär und Dienerschaft. So isolirt die Insel ist, steht Pulitzer mit seiner Zeitung in fast so enger Verbindung, als sähe er oben in seinem Saalraum an City Hall Square. Jekyll ist nämlich mit dem Festland durch Telegraphenbrühl und Telephon verbunden. Pulitzer's Ausgaben während seines sechswochenentlichen Aufenthaltes daselbst können für die Durchschnittskosten als maßgebend betrachtet werden. Seit zwei Jahren mietet er eine Villa auf sechs Wochen und zahlt für diesen Zeitraum 1500 Dollars! Das macht ungefähr dreißig Dollars den Tag Miete. Darnach bemessen ist es gewiß nicht zu hoch gegriffen, wenn man die Ausgaben für Beköstigung usw. auf fünfundsiebzig Dollars den Tag anschlügt. Die jährlichen Besucher der Millioneninsel verstehen jedenfalls die Kunst, Geld auszugeben.

Daß die amerikanische Geldaristokratie es darin zu einer schreckenerregenden Virtuosität gebracht hat, das fängt das amerikanische Volk an, selbst einzusehen. Die Predigten, die von der Kanzel, die Warnungen, die in der Presse ertönen, sind einbringlich genug, aber sie verhallen ungehört. Es ist gar nichts Neues mehr, von Amerikanern die Bemerkung zu hören, daß viele Erscheinungen des amerikanischen Lebens so unamerikanisch, d. h. un-demokratisch sind, wie nur möglich. Der Palast, den der Zuckermagnat Claus Spreckels bauen ließ, der Bradley-Martin Ball in Newyork und der Millionierklub auf Jekyll Island sind Erscheinungen, die tief blicken lassen und zu denken geben.

Der Tod des Doktor Felsing.

Von G. Macashy.

Doktor Felsing lag auf dem Krankenbette. Er wußte, daß er nur mehr kurze Zeit zu leben habe. Er war seit Jahren auf diese seine letzte Krankheit gefaßt gewesen.

Nun lag er stille und einsam in dem halbdunklen Gemach und lauschte auf das langsame Ticken der Uhr. Es war allmählich ruhig in ihm geworden: die Angst vor dem Tode, die ihn so oft gepackt hatte, war von ihm gewichen. Nur nachdenklich hatte es ihn gemacht und still. Er sah sein Leben hinter sich und schaute hinüber nach der ewigen Ruhe.

Jetzt dachte er an seine Frau und seine Kinder. Ob sie sich wohl bald trösten werden? Anna wohl. Sie war seit jeher eine kalte, leidenschaftslose, berechnende Natur gewesen und hatte ihn nie geliebt. Sein Glück und sein Unglück waren an ihr vorübergezogen wie fremde Bilder. Und er blickte zurück in die Zeit seines Brautstandes: kühl, frostig war Alles vor sich gegangen — ein Geschäft. Sie hatte ihn nicht geliebt, aber sie hatte ihn geheirathet, um versorgt zu sein. Warum nicht? Er war doch zufrieden gewesen und hatte nie Ursache gehabt, sich über sie zu beklagen. Das war es ja auch, was er wollte.

Aber manchmal hatte er sich doch darnach gesehnt, ein Weib an seiner Seite zu haben, das ihn geliebt hätte, — manchmal. Sein Beruf hatte ihm oft geholfen, die Sehnsucht zu überwinden.

Dann war Martha in sein Haus gekommen. Nein, daran wollte er jetzt nicht denken.

Er sah, in verschwimmenden Fernen, ein Mädchen mit braunem Haar und sanften, stillen Augen.

Nein, das nicht!

Ein kalter Schauer fuhr durch seine Glieder. Er zog die Decke hoch hinauf: lächelnd über sich und seine Furcht.

„Gespenster, Gespenster!“ dachte er und zwang die Gedanken nieder.

Jetzt trat Anna ein. Nur an dem leisen Snarren der Dielen merkte er es, daß sie da war. Lautlos ging sie durch das Zimmer und trat an sein Bett. Er schloß die Augen. Sie beugte sich über ihn, lauschte eine Weile und setzte sich dann ans Fenster.

„Wie eine Katze geht sie!“ dachte der Kranke. „Ihr ganzes Leben lang hat sie kein lautes Wort gesprochen, keinen lauten Schritt gethan. Wie eine Katze.“

Und immer dunkler und stiller wurde es im Gemach. Der Doktor hatte vergessen, daß Anna am Fenster saß. Und wieder sah er das Mädchen mit braunem Haar und ernsten, traurigen Augen.

Warum sie so früh gestorben? fragte er sich. Seinetwegen? Das mochte er nicht glauben. Aber der Gedanke ließ ihn nicht in Ruhe. Er setzte sich fest und klammerte sich an seine Seele.

Damals!

Er besann sich auf jedes Wort und jede That. Und doch schien es ihm, als sei eine Lücke in seinen Erinnerungen und eine Lücke in den Ereignissen.

Er erinnerte sich noch des Abends im Winter und wie sie friedlich beisammen geseßen. Martha hatte über Zahnschmerzen geklagt, schon einige Tage. Dann war er plötzlich zu einem Kranken abgerufen worden. Und als er nach einer Stunde heimkehrte, fand er Martha todt und sein Weib in Thränen und Verzweiflung. Sie hatte Martha so sehr geliebt.

Stammelnd rief sie bloß: Vergiftet! Und sie hatte die Todte geküßt und küßte sie immer wieder. Es währte lange, bis er Alles erfuhr. Sie hätte sich ein Fläschchen geholt, — den Zahnschmerz zu betäuben. Einen Schluck hätte sie getrunken und sei vom Stuhl gefallen. Todt.

Und er dachte über Alles nach, wie es gewesen. Und doch war es ihm, als sei eine Lücke in den Ereignissen.

Plötzlich durchfuhr es ihn:

Warum hatte Anna das Mädchen geliebt? Warum gerade die Eine, sie, die Niemanden im Leben geliebt hatte? Und warum hatte sie um diese getrauert, sie, die um Niemanden im Leben getrauert hatte?

Wieder hörte er das leise Snarren der Dielen. Mit offenen Augen lag er da.

Anna beugte sich über ihn:

„Soll ich Licht machen?“ fragte sie leise.

„Ja.“

Nach einer Weile wurde es hell im Gemach. Doktor Felsing sah nach der Uhr. Sieben.

„Anna,“ sagte er halblaut.

Sie näherte sich dem Bette.

„Komm, setz Dich her zu mir,“ sprach er. „Wir wollen sprechen.“

Schweigend ließ sie sich am Rande des Bettes nieder.

Es war todtstumm. Der Kranke lauschte und sah nochmals nach der Uhr. Dann überfiel ihn ein neuer Schüttelfrost.

„Das ist der Tod!“ dachte er. Und sein Körper zitterte unter Schmerzen.

„Anna!“ sagte er mühsam. „In einer Stunde lebe ich nicht mehr. Wir wollen sprechen.“

Er sah sie an. Ihr Blick ruhte kalt und unbeweglich auf ihm. Nach einer Weile sagte sie langsam:

„Sprich nicht, es schadet Dir!“

„Doch. Ich muß sprechen. Ich muß wissen, ob Du Martha geödet hast!“

Sie bewegte sich nicht. Keine Miene verrieth, ob die Frage sie getroffen habe.

„Sag! Sag, ob Du 's gethan hast.“

„Bist Du verrückt?“ gab sie ruhig zur Antwort.

„Sag, ob Du 's gethan hast!“ leuchte er.

„Nein!“

„Du hast es gethan.“

„Nein!“

„Du hast sie überredet, daß sie es thun sollte.“

Sie schwieg. Er richtete sich im Bette auf. Seine Augen weiteten sich wie im Wahnsinn.

„Also doch!“ murmelte er.

Anna war aufgestanden. Mit herrlichem Blick sah sie ihn an.

Leise fichernd streckte der Kranke den Arm aus und packte ihre Hand.

„Warum,“ flüsterte er, „warum hast Du das gethan?“

„Sie liebte Dich.“

„Und?“

Anna suchte sich loszuringseln. Aber der Kranke preßte ihre Hand krampfhaft in seiner. Nochmals wiederholte er:

„Und?“

„Laß mich!“

„Du sollst sprechen! O, — sieh, ich bin noch stark. Fühlst Du, wie stark ich bin?“

Er zog sie zu sich. Er drückte ihren Kopf an seine Brust und sagte heiser:

„Wenn Du nicht sprichst, erdroßle ich Dich.“

Da umfieng sie ihn mit beiden Armen.

„Ich liebte Dich,“ flüsterte sie kaum hörbar. „Ich allein. Und Du solltest keiner Anderen angehören.“

Er ließ sie los und starrte sie an.

„Das — das — —“ stammelte er.

Anna hatte sich entfernt und sagte nun kühl wie zuvor:

„Das ist eine Lüge. Ich habe Dich nie geliebt, und Du solltest nicht glücklich sein. Auch mit ihr nicht.“

Und sie lachte kühl und langsam.

Dann lauschte sie.

Mit einem dumpfen gurgelnden Laut war der Kranke zurückgesunken.

Das blasse, schlanke Weib beugte sich vorsichtig über den Rand des Bettes.

„Todt!“ flüsterte sie und ging zur Thüre.

Aus dem Papierkorb der Zeit.

Der Geiz. (Zu unserem Bilde.) Mit meisterhafter Hand verkörpernd der Künstler auf unserem heutigen Bilde das grauenhafteste und widerwärtigste Laster der Menschenseele — den Geiz, den unerfättlichen, der nie genug bekommen kann, das erbarmungslose, gefräßige Ungeheuer, das stets neue Opfer braucht, Tausende und Tausende ins Unglück stürzt, um seinen Träger zu füttern, und ihn selbst auch, den Geizigen, noch namenlos unglücklicher und elender macht, als alle Die, die er, der Vampyr der Menschheit, ausstugt.

Unter allen Leidenschaften, die der Menschengestalt in seiner Kulturentwicklung gezeitigt hat, ist der Geiz eine der seltsamsten. Ein Gemisch von Habgucht, Neid und niedrigster, jeder Größe entbehrender Ritzlosigkeit, packt er die Seelen mit unwiderstehlicher Gewalt. Und wie sinnlos ist er in seinen Wirkungen! Nicht um Macht zu besitzen, nicht um sich mit Prunk und Glanz zu umgeben, rafft der Geizige seine Schätze zusammen. Nein, er selbst leidet unter der krankhaften Gier. Mit angstvoller, schauerlicher Vorsicht behütet er das Gold, das ihm seinen Nutzen gewährt: es sei denn die ekelhafte, feige Freude, die erbärmliche Lust am Haben, die Lust am kalten, todtten Metall, in dem er wühlen kann und das kein Anderer als er besitzt. Und wie haßt der Geizige Jeden, der auch etwas besitzt, wie beneidet er jeden Glücklichen, dem seine Habe das Leben schön macht und der mit seiner Habe auch das Leben der Anderen verschönt. Wie haßt der Geizige jeden Glücklichen, er, der selbst kein Glück kennt und der einsam, von Allen fern, weil er Alle meidet, seine Tage in Gier und Elend zubringt, und dem in stillen Nächten der gräßliche Alp der Schuld und des pochenden Gewissens die Ruhe raubt. M.

Schnitzel.

Hausfuchungen werden Euch nichts entdecken, In den Herzen Eure Feinde stecken.

Die für die Freiheit haben gestritten, Für Recht und Wahrheit haben gelitten, Die haben gewöhnlich im Vaterland Ihr Denkmal an der Kerterwand.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Edgar Steiger, Leipzig, Eisenstr. 90, richten.